

Der Erzähler Wolf Justin Hartmann, der aus dem Mainstädtchen Marktbreit stammt, führt uns mit der nachfolgenden Geschichte in eine „Kriegsweihnacht“ aus der Zeit des ersten Weltkrieges...

Wolf Justin Hartmann

Zu Gomiécourt, in der Kirche

Einen sah ich verlöschen wie eine Kerze am Christbaum.

Einen, den ich auch heute noch nicht vergessen habe, den immer wieder einmal das Dämmer der Vergangenheit entläßt, auf daß er sich mir nahe, zuweilen, in den besonderen Stunden, da unser Dasein sich hintergründig öffnet und Maßstäbe und Werte, die uns bestimmen möchten, auf der Flut der guten Hoffnungen und argen Ängste gleich leichten Schaumblasen treiben. In den besonderen Stunden, da sich die Grenzen von Leid und Freud verwischen und unsere Erde zum runzligen Apfel schrumpft, den Kinder braten in der Weihnachtszeit; nach einem alten Brauch. Dann sucht er mich unangemeldet auf, enttaucht den verhüllenden Schleibern, tritt still heran zu mir in der wechselseitvollen Flucht der Erscheinungen und der Bilder. Sein strahlender Blick, der mich einst nicht einmal streifte, verweilt eindringlich in dem meinen, als habe er den Grad der Erkenntnis zu prüfen, den ich inzwischen gewann, als forsche er, auf welcher Stufe meines Wegs ich stehe. So halten wir stumme Zwiesprach. Kein Zucken ist in seinem weißen Gesicht, nichts, was als Urteil ausgelegt werden könnte, als Segen oder als Fluch, nichts auch, was Kunde brächte von dem, was er denkt und fühlt. In der wandlungslosen Maske seiner Schönheit schaut er mir in die Augen. Und dann, dann entgleitet er, geräuschlos, wie er kam. Und wartet mit allen anderen, die mir die Treue und das Gedächtnis bewahren, sei es als Freund, als Feind, in der undurchsichtigen Tiefe, bis ihn das dunkle Gesetz von neuem zu mir ruft.

Er wird mein ganzes Leben lang irgendwie um mich sein.

Keiner kann sagen, wie es sich später verhält.

Keiner auch weiß, ob wirklich in der Kirche von Gomiécourt an der Somme unsere Beziehung begann. Doch habe ich ihn damals jedenfalls zum erstenmal gesehen.

Aller Einzelheiten entsinne ich mich noch genau.

Ein Zettel lag auf meinem Tisch im Quartier.

Die Ortskommandantur teilte mir darauf mit, daß um 11 Uhr nachts das Fest begangen würde. 11 Uhr war schon vorbei. Unschlüssigkeit befiel mich.— Hm.— Eigentlich keine Zeit mehr, sich vorher noch richtig zu waschen, trocknes Zeug anzuziehen. Ich stehe in meiner Bude, Wasser und Dreck fließen an mir hinab. Langsam bildet sich eine trübe, gelbbraune Pfütze. Auch bin ich ziemlich müde. Dies Stapfen durch die fußhoch verschlampten Gräben, das ununterbrochene Feuer, gehetztes, keuchendes Laufen von Stollen zu Stollen um das lächerlich bißlichen Leben, der Überfall mit schweren Minen im Abschnitt Fridolin, der Bericht an die Division: das Beste wäre, sich möglichst bald hinzuhauen und wie ein Sack zu pennen.

Mein Bursche räuspert sich und wartet auf einen Bescheid.

Da gehe ich wie ich bin, ein kotiger Soldat, von der Sohle bis zum Scheitel überkrustet von Lehm, wieder hinaus in das Finster. Es muß doch gleichgültig sein, ob man gewaschen oder ungewaschen, ob man in sauberer oder schmutziger Uniform... Wie viele stehen heute ihrem Gott gegenüber und haben gar nicht danach fragen können, wie sie wohl aussehen mögen! Aber den Stock, den dicken, festen Prügel, den ließ ich im Quartier. Es wäre gescheiter gewesen, ich hätte ihn mitgenommen. Man erkennt nicht die Hand vor der Nase. Ob sie die Feldküchen wie letzthin aufgestellt haben? Mit den Deichseln so saudumm in die Straße? Es gibt schon hirnlose Deppen! Es schnitt, was vom Himmel geht. Plötzlich faucht es um eine Ecke herum, ein wärmerer Windstoß fegt mir ins Gesicht. Wind von der Front, bei dem man weite Nüstern und schmale Augen bekommt. So! Nun diese Wand entlang! Tasten, Fühlen, Ahnen, ob etwas im Wege ist. Die Kommandantur hat ganz recht, daß sie die Feier so spät erst angesetzt hat. Die Engländer werden uns jetzt wenigstens nicht stören. Sie sind sehr ordnungsliebend und schmeißen ihre hanebüchenen Zuckerhüte wie üblich nur nach dem Westeingang des Städtchens. Aber der Kirchenteil kommt morgen früh um 3 Uhr wieder an die Reihe. Man hätte schon längst auf diese blöde Schießerei mehr Rücksicht nehmen sollen. Dann wären vielleicht die elf von der vergangenen Woche heute auch noch beim Fest.

Immer die Straße hinunter.

Ein quellendes Quatschen quirlt bei jedem Schritt. Dieser scheußliche Brei. Zäh, unnachgiebig schließt er sich um die Füße. Nur mühsam geht es voran. Gib acht auf deine Stiefel! In Strümpfen kannst du kaum den Gottesdienst besuchen. Und ringsum wie in einer Kohlenkiste alles zappenduster. Nur hier und da ein grelles Flammenspeien, heißspritzenende Bündel blindwütiger Blitze. Ein dröhrender, schmetternder Schlag. Geprassel, das mit dumpfem Lärm im Unsichtbaren tobtt. Irgendwo schrie ein Mensch. Warum habe ich nur meine Taschenlampe... Ah! Hier! Da also bin ich! Der umgelegte Brunnen. Jetzt muß der Baum... Ich klettere über den Schutt einer eingestürzten Mauer. Da ist der Baum. Meine Hände begreifen ihn. Geknickt. Gespalten. Achtung! Nach rechts! Da drüben leuchtet das Mündungsfeuer der Haubitze. Die Nacht ist ruhiger geworden. Der Tumult der Front verebbt. Ein unterdrücktes Atemholen bangt für den nächsten Tag. Da wird der Tod den Veitstanz weitertanzen.

Bald muß ich an dem großen Trichter sein.

Der Sturm nimmt zu. Der Schnee geht anscheinend mehr und mehr in blanken Regen über. Es peitscht nur so um die Ohren. Im Stahlhelm pfeift es wieder. Eiskalt ist noch der Regen. Nun muß man durch einen Bach. Links hat es eingeschlagen. Der war ja außer der Reihe! Der war gegen jede Regel! Die Sprengstücke summten wie Hummeln! Was fällt diesen Briten... Mensch! Strecke die Arme vor! Links! Links! Da ist der Trichter! Du mußt doch links vorbei! Du wärst der erste nicht, der elend darin ersäuft. Ein Gaul ist darin schon... Ich stolpere! Verflucht! Das war ein Telephon! Können diese blödsinnigen Kerle den Draht nicht anders legen! Das ist doch... Teufel auch! Horch!

Ein Singen ist in der Nacht!
Von Männerstimmen ein Chor!
Auf schwarzem Fittich schwingt es zu mir her.
Ich kenne die Melodie!
Aus Kindheitstagen ist sie mir vertraut.
Haha! Ein Lied! So ohne Zeit und Raum! Und jetzt! Und heute! Haha!
Um diesen Geröllberg herum, über ein paar abgesplitterte Balken.
Immer nach links, immer dem Singen zu.
Dorthin, wo rauh und mächtig, in frommem Aufbegehr, aufrüttelndes Er-
rauschen aus der Ruine steigt!

Dann bin ich eingetreten durch die geborstene Tür.

Der Schwall des Liedes braust über die graue Gemeinde, ein Heben und ein Wogen, ein inbrünstiges Empor. Übervoll ist die Kirche. Gedrängt, gepreßt, in dichter Menge stehen sie im Schein der wenigen Fackeln, die am zerbrochenen Pfeiler, in Sprüngen und Rissen stecken. Die johlenden Granaten haben die Mauer zerfetzt, haben mit brandigem Maul zackige, klaffende Löcher in sie hineingefressen. Die johlenden Granaten sprengten den schlanken Turm, fuhren dämonisch ins Dach. Sparren baumeln kahl und kraus auf unsere Köpfe nieder, auf Ziegeln ruht unser Fuß, die Hände falten sich. Sie stehen Mann an Mann, barhäuptig, ernst, ergeben, wie im ewigen Zwiespalt feindseliger Gewalten unstet umflattert von Licht und Dunkelheit, der Sturm schnaubt unter dem Himmel, Regen fällt in unser Haar. Sie sitzen, kauern gebeugt, liegen nebeneinander, sind hingeworfene Leiber, aufschauernde Seelen, feiern die Heilige Nacht; jeder so gut er vermag.

Unter diesen aber, den Kranken, Wunden, Erschöpften, inmitten menschlicher Drangsal und Schmerzen, befand er sich, mir fremd und unbekannt. Auch fiel er mir nicht auf. Ich bemerkte ihn nicht. Und nichts verriet ihn mir. Nichts lenkte meine Blicke zu seiner Verborgenheit. Denn ich muß wie gebannt an ihm vorbei und über ihn hinweg nach einem anderen schaun, der wunderbarerweise im verwüsteten Winkel hoch, hell und unversehrt am halbverbrannten Kreuz hängt. Zu seinen Füßen, dort, wo die Nässe abgehalten wird, im Windschutz eines verbeulten, rostigen Blechs, flackern ein paar Kerzen an einem armseligen Bäumchen.

Verklungen ist das Lied.

Sie haben es alle gesungen.

Bärtige Landsturmmänner, Familieväter, gedrungen und breit und gemach, mit schweren Schultern und zerfurchten Gesichtern. Kriegsfreiwillige Jungs, geschmeidig, gereckt, voll Gluten, in der erwachten Kraft ihrer überschwenglichen Jahre.

Der Feldgeistliche spricht im Schutt vor dem Altar.

Andächtig, lautlos, reglos verharrt die graue Schar.

Friede auf Erden, frohe Botschaft, Worte des Evangelisten.

In die Verheißung grölzt unbekümmert der Sturm, Regen und Schnee stiebt durch das Licht der Fackeln. Um uns, ringsum, draußen, im Finsteren, Schwar-

zen, hört man das Tier der Schlacht, näher und ferner, ein böses Murren und Brummen, ein Tapsen, Poltern, Rumpeln; es kreist um uns, es duckt sich gegen uns, es ist jederzeit zu unserer Vernichtung bereit. Jämmerlich knistern die Kerzen. Dann seufzt und stöhnt es, schluchzt es neben mir auf. Die leidvollen Töne dringen an meine Ohren, dringen in mich hinein, nehmen Besitz von mir. Das Röcheln ist schuld daran, daß ich der Predigt jenes Priesters im Schutt nicht so voll Anteilnahme folge, wie er es wünschen mag, so voll sicherer, heiterer Ruhe, daß ich mich immer häufiger zur Seite wenden muß, wegsehen von seiner tröstlichen, heilkündenden Gestalt. Ob es richtig war, die armen Kerle vom Lazarett in die Feier zu lassen? Ob man sie nicht besser... Ach, was! Es wird schon nicht so schlimm um sie bestellt sein! Und sie haben doch viel mehr als die Gesunden in dieser Stunde ein Recht darauf, zu ihrem Gott zu beten, unter dem Lichterbaum. Und sei er noch so klein. Sie haben wie sonst niemand... Wenn der Mensch dort nur nicht so weinte! Und vor ihm, der andere... Ich achte, horche, lausche auf seine Atemzüge, ich höre fast nicht mehr den Geistlichen am Altar — was spricht er vom Krieg und Frieden und jenem Nazarener, der lieben und hassen konnte, der das Schwert brachte und die Versöhnung — sachte, schwanke, vage Atemzüge, die wie ein letzter Duft von welken Blüten verwehen in die Nacht. Und diese großen, dunklen, unergründlichen Augen, die so sterbensmatt in die flackrigen Lichter schaun!

Unter dem Pfeiler liegt er still und steif auf der Bahre.

In wollene Tücher ist er eingehüllt. Ein Kissen stützt seinen Kopf. Bleich schimmert die reine Stirn, bleich seine glatten Wangen, das schmale, fleischlose Kinn. Ein Jünglingsantlitz, das in marmorner Schönheit die Kunst eines Meisters preist. Das als das Sinnbild unnachahmlicher Vollendung, beschwörend und erschütternd, aus Offenbarungen der Gnade und der Weihe im Geheimnis der Schöpfung geformt, umwoben von Glauben und Hoffnung, sehnüchtige irdische Träume nach erdentbundener Erhabenheit erfüllt! Wie unzerstörbar von Zeit und Tod und Verfall, ein Zeugnis ewiger Unvergänglichkeit, erschien mir dies weiße Gesicht, von schwarzen Locken umrahmt; schwarz wellen sie sich auf dem Linnen. Unvergeßlich prägte es sich ein. Das Spiel der Lichter und Schatten huscht gaukelnd um Mund und Schläfen, flirrt in dem wirren Gelock, Schatten und Lichter taumeln um die umflorten Augen. Starr und weit sind sie auf den Christbaum gerichtet. Ein Strahlen bricht aus ihnen.

Ich weiß es heute nicht mehr, wie lang ich verzaubert war, wie lange mir die Welt in der Betrachtung seiner Zeichen unwichtig zerschmolz. Die Predigt war plötzlich zu Ende. Das Vaterunser rang mit unserer Not. Er betete es noch mit. Dein Wille geschehe... Seine Lippen bewegten sich. Und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben... Es entfalteten sich seine abgemagerten Hände, über der Brust, die sich kaum hob, kaum senkte. Und führe uns nicht in Versuchung... Ein dunkelroter Fleck wurde sichtbar in den Binden. Sondern erlöse uns von dem Übel... Die Hände fielen herab. Die Lider fielen herab.

Das Vaterunser war aus.

Leise und unauffällig deckten sie ihn zu.

Ein grober Soldatenmantel verbarg nun seine Schönheit.

Und trugen ihn fort auf der Bahre, hinaus in die Heilige Nacht.

Just, als sie sangen das Lied.

Jesus, meine Zuversicht, ihr Lied.

Auch ich bin fortgegangen. Einen Blick warf ich noch auf das Bäumchen, auf den unversehrten Gott. Stapfte durch Schlamm und Sturm. Am großen Trichter vorbei. Das Mündungsfeuer zerspaltete das Finster. Von der Front her rumorte das Tier mit röhrendem Gebrüll. Die Schlacht war wieder heftig.

Und das Lied scholl hinter mir drein.

Die Grauen sangen es treu und brav bis zum allerletzten Vers.

Zu Gomécourt, in der Kirche.

Hermann Gerstner

Gebet um Schnee

Laß es schneien, Herr,
daß um uns die lärmbedrängten Straßen
ihre Dissonanzen leiser summen
und wir selber aus den Übermaßen
wieder heimwärts finden und verstummen!

Laß es schneien, Herr!
Selbst die Schritte sollen leichter tönen,
wenn sie auf den weißen Wegen gehen –
sollen sich ans Schwebende gewöhnen
wie die Schatten, die vorüberwehen!

Laß es schneien, Herr!
Eh der Abend sich zur Weihnacht wendet,
müssen auch die Wälder mit den Tieren
schweigsam werden, und der Tag, der endet,
soll sich wie ein blauer Traum verlieren.

Laß es schneien, Herr!
Streue weit das sanfte Fell der Flocken
über Dachgewirr und Kirchenstufen!
Stille – rauschen schon die hohen Glocken,
die uns mitternachts zur Mette rufen?

Laß es schneien, Herr,
daß die Worte, die sich noch verirrten,
fern verklingen – bis wir aus den Chören
dieser heil'gen Nacht das Lied der Hirten
und das „Gloria in excelsis“ hören!